Die Deutschen in den Vereinigten Staaten.

Von E. B. Smallen.

Der Census von 1880 wies in den Vereinigten Staaten eine Anzahl von 1,966,741 in Deutschland geborenen Personen nach. Rechnet man hierzu die von demselben Census aufgezählten 38,663 in Oesterreich Geborenen hinzu, so haben wir für das Jahr 1880 eine deutschgeborene Bevölkerung der Vereinigten Staaten von über zwei Millionen. Aber diese Zahl ist weit davon entfernt, die richtige Stärke unserer deutschen Bevölkerung auszudrücken. Abgesehen davon, daß die deutsche Einwanderung seit dem Jahre 1880 eine weitere Viertelmillion betragen hat, müssen wir auch zu diesen zwei und einer viertel Million alle diejenigen Personen hinzurechnen, welche in diesem Lande von deutschen Eltern geboren sind, weil dieselben in ihrem Wesen und in ihrer ganzen Artung nicht weniger Deutsche sind, als ihre unmittelbaren Vorfahren, gleich ihnen die deutsche Sprache sprechend und von Kindheit auf an deutsche Lebensart und deutsche Anschauungen gewöhnt. Der Census geht uns auch hierbei an die Hand, indem er uns zur Feststellung der Anzahl Derjenigen, deren beide Eltern im Auslande geboren sind, ermächtigt, die Zahl der betreffenden Fremdgeborenen selbst ungefähr noch einmal zu nehmen. Wenden wir diesen Maßstab auf die Deutschen an, so kommen wir zu dem Schluß, daß dieses Element unserer kaleidoskopischen Bevölkerung zum Mindesten vier Millionen Seelen umfaßt, ohne dabei die alten deutschen Enclaven, wie die von Pennsylvanien, vom Mohawk-Thal in New-York und von Ost-Ohio mitzurechnen, bei denen man nahezu um ein Jahrhundert zurückgehen muß, um zu jenen ihrer Ahnen hinauf zu gelangen, welche einst selbst aus Deutschland einwanderten.

Maine, New-Hampshire und Vermont haben so gut wie gar keine Deutschen. Ebenso das mittlere Massachusetts und der südöstlich von Boston liegende Theil dieses Staates. Ost-Connecticut hat gleichfalls vor den Augen der deutschen Einwanderer keine Gnade gefunden, während sie in der westlichen Hälfte desselben Staates, in den Fabrikstädten längs des Connecticut- und Housatonic-Flusses in ziemlicher Anzahl vorhanden sind. Mit Ausnahme dieses Distrikts, der in Wirklichkeit nichts Anderes als eine Dependenz der benachbarten Stadt New York ist, erscheint die gesammte Bevölkerung Neu-Englands fast frei von jeder deutschen Beimischung. Dafür erstreckt sich bei New-Rochelle, am Long-Island-Sund beginnend, ein schmaler Gürtel um so dichterer deutscher Bevölkerung über die Stadt New York durch den Staat New Jersey bis Philadelphia hinunter. Im Innern des Staates New York hingegen sind die Deutschen verhältnißmäßig nur dünn gesät, um erst wieder im Westen, in Buffalo, längs des Niagara-Flusses und des Ufers des Erie-Sees auf zwanzig Meilen über Buffalo hinaus das Land förmlich anzufüllen. Ost-Pennsylvanien hat mit Ausnahme Philadelphias nur einen bescheidenen deutschen Prozentsatz, aber der Westen des Staates von Pittsburg nach Erie ist um so reichlicher mit Deutschen versehen. In Ohio bilden sie einen ansehnlichen Theil der Bewohnerschaften von Cleveland, Toledo, Sandusky und Cincinnati und der Umgegend dieser Städte. Ebenso finden wir zahlreiche deutsche Niederlassungen auf beiden Seiten des Ohio-Flusses, von Cincinnati und Louisville bis zu seiner Mündung in den Mississippi. Aber diejenigen Gegenden, in denen sie im Westen am zahlreichsten auftreten, sind das östliche Wisconsin, auf eine Breite von hundert Meilen vom Ufer des Michigan-Sees, Chicago und seine Umgegend, das Mississippithal in Iowa, Illinois und Missouri, der Landstrich hundertundfünfzig Meilen westlich von St. Louis. und die Städte Kansas City, Leavenworth und Omaha nebst ihren Umgebungen. Im Süden finden sich kaum irgend welche deutsche Ansiedlungen in genügender Ausdehnung oder Dichtigkeit, um besondere Beachtung beanspruchen zu können, mit Ausnahme in West-Texas, wo es verschiedene umfangreiche Niederlassungen giebt, und in der Stadt New Orleans. Die pacifische Küste endlich hat eine mäßige deutsche Bevölkerung um die Bai von San Francisco herum, mit einem jungen, verheißungsvollen Vorposten in Portland, Oregon, und selbst einigen versprengten Pioniren am Puget-Sound.

Ein eigener Zug der deutschen Niederlassungen außerhalb der großen Städte ist ihre Vorliebe für die Nachbarschaft von Seen und Flüssen. Die Gestade des Erie- und Michigan-See's, die Ufer des Ohio, Mississippi, Missouri und demnächst auch wohl des Columbia, sind vorzugsweise die Plätze der Wahl unserer deutschen Bevölkerung. Vielleicht hat die Leichtigkeit, mit welcher in solchen Gegenden die Traube gebaut werden kann, etwas mit dieser Ortswahl zu thun. Doch konnte das unmöglich im Fall Wisconsins seine Geltung haben, welche ein ziemlich nordisches, und jedenfalls kein Obstland ist. Aber die Deutschen besitzen auch einen ausgesprochenen Sinn für Naturschönheiten und landschaftliche Reize, und es ist wohl möglich, daß diese Eigenschaft, im Verein mit ihrer Vorliebe für das Landleben überhaupt, als Erklärungsgrund für dies vorzugsweise Aufsuchen malerischer See-Ufer und Flußthäler ist.

Die Deutschen in den Ver. Staaten nehmen einen regen und thätigen Antheil an dem politischen Leben; aber sie sind darin von ungleich geringerer Stammzusammengehörigkeit, als die Irländer, und stimmen nur selten in der heerdenhaften Solidarität, wie jene, es sei denn, daß es die Bekämpfung einer Partei oder von Parteiführern gelte, welche für irgend eine, ihre persönliche Freiheit gefährdende, Gesetzgebungsmaßregeln verantwortlich sind. Zwei Dinge sind es, auf denen sie als eine Classe im ausgesprochenen Gegensatz zu der im eingeborenen amerikanischen Element herrschenden Ansicht bestehen: auf dem Recht, an allen öffentlichen Plätzen und zu allen Zeiten Bier und Wein zu trinken, und dem, sich am Sonntag in derselben Weise zu unterhalten und zu erheitern, wie sie es in ihrem eigenen Lande gewöhnt waren. Der größte Theil der Gegnerschaft, welche sich je zwischen ihnen und der eingeborenen Bevölkerung geltend gemacht hat, ist aus den entgegengesetzten Anschauungen über diese beiden Punkte entsprungen. Bier und Wein sind in den Augen des Deutschen ein Paar Gottsegaben, deren maßvoller Genuß dazu bestimmt ist, die Mühen des Lebens zu erleichtern und seinen Annehmlichkeiten eine weitere hinzuzufügen. Der Sonntag Nachmittag aber gilt allen Denen, die nicht zu den strengeren protestantischen Sekten gehören, für eine ausschließlich der Erholung geweihte Festzeit.

Keine Partei, welche eine zwangsweise Temperenz- oder eine strenge Sonntags-Gesetzgebung befürwortet, kann auf das deutsche Votum rechnen. Abgesehen von diesen beiden Punkten jedoch, weichen die deutschen Stimmgeber in Betreff von Fragen der nationalen, staatlichen und lokalen Politik gerade so sehr von einander ab, wie ihre eingeborenen amerikanischen Mitbürger. In einigen Gemeinwesen ist eine große Majorität von ihnen republikanisch; in anderen eine gleich bedeutende Mehrheit demokratisch; überall aber ist eine Minorität da, welche vollkommen selbstständig der Gegenpartei angehört. Gelegentlich bestimmt der Einfluß lokaler Verhältnisse oder lokaler politischer Führer unter ihnen die Richtung der öffentlichen Meinung. Im Osten kann es als Regel gelten, daß die Deutschen mit der Demokratie stimmen. In diesem Theil des Landes datirt ihre politische Anschauung aus einer Zeit, da die fremden Einwanderer, ganz gleich, welcher Nationalität sie angehörten, in der Demokratie ihren natürlichen Schutz gegen die Knownothing-Bewegung fanden. In den westlichen Staaten sind die Deutschen vorwiegend Republikaner. Sie wanderten nach der Revolution von 1848 ein, und da sie die Freiheit der Territorien und den Kampf gegen die Sklaverei als die brennenden Fragen des Tages vorfanden, als sie an der Politik des Landes thätigen Antheil zu nehmen begannen, so machten sie die Sache der Republikaner zu der ihrigen. Der große Bürgerkrieg bestärkte sie nur in dieser Parteizugehörigkeit. Durch General Grant's Administration wurde dieselbe vielfach erschüttert, und im Jahr 1872 fielen die Deutschen in Schaaren von der Partei ab, aber die Finanzkämpfe der darauffolgenden Jahre brachten die meisten dieser Ausflügler in das alte Lager zurück. Man dürfte sicherlich nicht gar zu weit von der Wahrheit entfernt sein, wenn man behauptet, daß zwei Drittel der Deutschen westlich von den Alleghanies Republikaner, östlich von derselben Scheidelinie Demokraten sind. Im Süden, wo das deutsche Element nicht zahlreich und in dieser geringen Anzahl fast ausschließlich auf die größeren Städte beschränkt ist, stimmen seine Angehörigen so ziemlich ohne Ausnahme mit den Demokraten.

Die Deutschen nehmen an der Tagespolitik ebenso viel Antheil, wie die eingeborenen Amerikaner und haben vom Stimmrecht beinahe eine noch höhere Idee als diese. Die Erörterung der laufenden Fragen an ihren Zeitungen zeigt eine ebenso genaue Kenntniß unserer Institutionen und eine ebenso große Gedankenfülle, wie die Besprechungen der englischen Parteiblätter. In ihren Ideen über das Verwaltungswesen gehen die meisten etwas weiter, als unsre eignen Leute von altamerikanischer Anschauung in ihren Ansichten über die Befugnisse der Regierung zur Regulirung der Verkehrslinien, der Gesundheits-Verhältnisse, der Unternehmung von Bauten und ähnlicher Dinge im Interesse der Bürger gehen. Aber auf der andern Seite sind sie gleichzeitig die eifrigsten Anwälte einer möglichst großen Freiheit des persönlichen Händels. Sie sind für einen gesetzlichen Zwang der Eisenbahnen zur möglichst anständigen Behandlung des Publikums und der Unternehmer von Bauten zur Aufführung solcher Baulichkeiten, welche sich hinterher nicht als Menschenfallen erweisen, aber sie lehnen sich aufs Energischste gegen jede legislative Maßregel auf, welche irgend Jemand verhindern will, am Sonntag zu tanzen, oder die ganze Woche hindurch zu trinken, wenn es ihm paßt.

Die allerfrüheste deutsche Einwanderung nach Amerika war von tief religiösem Charakter und hatte, gleich den Puritanern Neu-Englands, den Antrieb zu dem Zuge über den Ozean von ihrem Verlangen nach einer größeren Kultus-Freiheit empfangen, als sie ihnen in jener Zeit das alte Vaterland gewährleistete. Die Immigranten, welche gegen Ende des siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich in Pennsylvanien und New York niederließen, gehörten solchen protestantischen Sekten an, welche, wie die Mennoniten und Anabaptisten, von den heimischen Regierungen nicht anerkannt waren. Später kam ein ganzer Strom von Lutheranern und Reformirten aus der Pfalz, welche die Verheerungen der französischen Kriege zur Auswanderung getrieben. Allen diesen Flüchtlingen glühte der Glaubenseifer der Reformation in den Adern, und sie vererbten denselben ihren Nachkommen in ihren einflußreichen lutherischen und deutsch-reformirten Kirchen-Organisationen bis auf den heutigen Tag.

Der amerikanische Unabhängigkeitskampf und die ihm folgenden napoleonischen Kriege unterbrachen auf ein Menschenalter die Fluth der deutschen Amerika-Wanderung, und als sie im Jahre 1818 auf's Neue einsetzte, war sie in ihrem Charakter ungleich mehr eine wirthschaftliche, als eine religiöse, und schloß sowohl ein umfangreiches Contingent der katholischen Bevölkerung Süddeutschlands, wie der verschiedenen protestantischen Sekten Preußens, Hannovers und der kleineren norddeutschen Staaten in sich. Dann kam die Revolution von 1848 und brachte uns eine ganz neue Klasse deutscher Einwanderer: junge Leute, die eben ihre Universitätsbildung beendigt hatten, glühend von Enthusiasmus füe die Freiheit und den Forschritt der Menschheit, und zugleich getränkt mit all dem philosophischen Skepticismus jener Periode der geistigen Gährung und Erhebung. Seit jener Zeit ist der deutsche Geist in der alten Heimath mit rationalistischen und materialistischen Ideen gesättigt worden, und die Deutschen in diesem Lande, in stetem geistigem Zusammenhang mit ihren Landsleuten in der alten Welt befindlich, und in Betreff ihrer Literatur von ihnen abhängig, wie sie es sind, haben sich dieser mit den alten Glaubenslehren aufräumenden Bewegung mit ganzer und voller Seele angeschlossen. Die älteren, nicht unmittelbar deutschgeborenen oder nur von solchen Eltern abstammenden Elemente, wie die Pennsylvanier „Dutch" und deren Vettern in Ohio, Maryland, New York und New Jersey, hat diese geistige Bewegung nicht in Mitleidenschaft gezogen. Aber fast die ganze Masse der später Angekommenen, deren amerikanisches Bürgerthum nicht über 1848 zurückdatirt, ist, mit Ausnahme der Katholiken, mächtig davon beeinflußt worden. Die Namen „Mucker", „Pietisten", „Fanatiker" und dergleichen werden von den Angehörigen dieser Kategorie in der freigebigsten Weise auf Alles angewendet, was an die Autorität offenbarter Religionen glaubt. In ihrer eigenen Denkweise sind sie zum größten Theil fortgeschrittene Rationalisten, hier und da von einer oder der andern jener nebelhaften Doktrinen deutscher Philosophie angehaucht, welche in Deutschland während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Gemüther beherrschte, neuerdings jedoch fast ganz durch die Lehren und Anschauungen des Pessimismus verdrängt worden ist. Das deutsche Gemüth, wenn auch spekulativ und skeptisch, ist von Natur aus pietätvoll, und die meisten dieser teutonischen Freidenker übertragen die einer persönlichen Vorsehung versagte Verehrung nur auf die unpersönlichen Gesetze, welche das Weltall regieren. Auch halten sie, allem diesem Mangel an formulirter Religion zum Trotz, sich streng an die Sittengesetze, legen einen äußerst strengen Maßstab an die Pflichten, welche das Verhältniß von Eltern und Kindern mit sich bringt, und sind gute, hilfreiche Nachbarn und gewissenhafte Bürger.

Die mexikanische Bevölkerung in San Antonio, Tex.

Von A. Siemering.

Vor ungefähr 25 Jahren war fast der gesammte Grundbesitz, auf welchem die Stadt San Antonio zur Zeit steht, in den Händen der Mexikaner. Heute findet man nur hier und da noch ein mexikanisches Steingebäude, das der alte Mann nicht verkaufen will, weil er ganz richtig kalkulirt, daß die Kaufsumme in wenigen Jahren den Weg alles Fleisches gegangen ist, während die monatliche Miethe ihn gerade am Leben erhält. Die Masse der Mexikaner wohnt im westlichen Theile der Stadt in niedrigen Adobe-Häusern und elenden Jacals. Wie diese Menschen es inmitten einer hohen Civilisation fertig bringen, ein so trauriges Leben zu führen, wie sie so gar kein Bestreben zeigen, ihre Lage zu verbessern, ist kaum begreiflich. Wie ganz anders mit den Negern! Wenigstens zwei Drittheile derselben arbeiten fleißig, erwerben Grundeigenthum und führen überhaupt ein gesittetes Leben. Sie senden ihre Kinder regelmäßig in die Schule und nehmen in den Mußestunden auch wohl selbst ein Buch zur Hand. San Antonio zählt nicht mehr, als etwa 2000 farbige Einwohner, und nach dem letzten städtischen Census haben sie Grundeigenthum im Werthe von über 50,000 Dollars im Besitz. Die mexikanische Bevölkerung ist auf ungefähr 4000 Seelen angegeben; davon sind vielleicht 2000 seßhaft, während der Rest eine ambulante Bevölkerung bildet, die kommt und geht. Früher war San Antonio die östliche Grenze des texanischen Mexikanerthums; nur in der Nähe von Narodoches wohnten noch einige mexikanische Familien. Jetzt wandern die Söhne Montezuma's mit ihren Angehörigen von San Antonio fort, immer weiter nach Osten, und haben in Austin, in Dalles, ja, bereits in Marshall, Dennison und Sherman ganze Colonien gebildet, während San Antonio beständig frische Zufuhr vom Rio Grande und direkt von Mexiko erhält.

Es gab früher recht reiche mexikanische Familien in der Alamostadt, reich wenigstens an Grundbesitz. Jetzt sind so ziemlich Alle verarmt. Vor etwa 20 Jahren lernte ich im Eagle-Paß am Rio Grande eine mexikanische Familie kennen, welche zu den angesehensten des kleinen Grenzstädtchens gezählt wurde. Sie bestand aus dem Padre, der Madre und einem Paar Machuchites (kleinen Mädchen), und wohnte in einer Erdhöhle, die in das steile, sandige Flußufer hineingegraben war. Vor der Höhle befand sich ein kleiner Aufbau, der die Stelle einer Veranda versah und gleichzeitig als Küche diente. Im inneren Raum hatten gerade zwei Bettstellen Platz, zwischen denen sich ein kleiner Durchgang befand. Dies war die Behausung der Familie. Der Eigenthümer besaß damals ein Paar Caretas mit den dazugehörigen Ochsen und beschäftigte sich mit dem Transport von Waaren zwischen San Antonio und dem Rio Grande. Im vergangenen Herbst, also nach einem Zeitraum von 20 Jahren, besuchte ich den Mann wieder und fand ihn noch in derselben Höhle. Nichts hatte sich verändert,—nur die beiden Mädchen hatten Freier gefunden, und die Transportmittel des Padre waren auf eine Careta zusammengeschrumpft. Bei alledem war der Mann sorglos und vergnügt; selbst die Ankunft der Lokomotiven und das erstaunliche Aufblühen des Städtchens hatten ihn nicht aus seinen lethargischen Gewohnheiten herausgerissen.

In San Antonio hat die Kultur die Mexikaner bis zu einem gewissen Grade beleckt, so daß man das specifisch mexikanische Wesen in dieser Stadt nicht mehr studiren kann; ihre nationalen Eigenthümlichkeiten aber kleben ihnen noch heute so fest an, wie vor 30 Jahren, und unter diesen zeichnen sich vor allen Dingen die Trägheit und die Spielsucht aus. Es giebt freilich Mexikaner, welche sich vor ihren Stammesgenossen vortheilhaft auszeichnen, aber ihrer sind wenige. Man findet Handlanger, Maurer und Fuhrleute, die fleißig arbeiten, auch hier und da einen Gold- und Silber-Arbeiter, der sich ganz vortrefflich auf Filigran-Arbeiten versteht, und Restaurants, in denen ausschließlich mexikanische Speisen verabreicht werden; als Regel gilt aber, daß der Mexikaner die regelmäßige Beschäftigung scheut und nur dann zu irgend einer Beschäftigung greift, wenn die Noth in ihrer nacktesten Gestalt an ihn herantritt. Ein Mann, der eine Careta besitzt, bringt zuweilen eine Fuhre Holz in die Stadt und zieht dafür seine 3—4 Dollars ein; er ist aber nur in seltenen Fällen dazu zu bewegen, eine zweite Ladung zu holen. Wozu soll er arbeiten, wenn er Geld hat? Seine Bedürfnisse sind so gering, daß er mit 3—4 Dollars einen ganzen Monat und noch länger auskommt. Ein Säckchen Bohnen, ein ditto Maismehl, Chili Colorado (rother Pfeffer), etwas Fett und endlich Tabak zu Cigaretos, die er aus Maisblättern herstellt, — das ist Alles, was er braucht. Kaffee gehört schon zu den Luxus-Artikeln. Einige Mexikaner beschäftigen sich mit dem Fang von Spottvögeln und „Kardinälen", für die sie Käfige und Weidenruthen bauen. Andere bereiten aus Peloniellos, dem braunen, mexikanischen Zucker, Melecoches; das ist ein schmutziggelber Candy, der sich durch seine Länge, — er mißt zuweilen 3 Fuß, — auszeichnet, und man sieht junge, kräftige Bursche von 20 und mehr Jahren an den Straßenecken vor einem, mit diesem Candy bedeckten, winzigen Tischchen stehen und von Morgens früh bis Abends spät ihre Waare anpreisen. Noch Andere ziehen mit Blechgefäßen durch die Stadt und lassen von Zeit zu Zeit den Ruf „Tamales calientes" (heiße Tamales) erschallen. Zuweilen ziehen ältliche Männer, mit einer Axt auf der Schulter, herum und suchen Beschäftigung als Holzhauer.

Gesellschaftlich sind die Mexikaner in drei Klassen geschieden: in die Gachupins, die Mestizen und die Peons. Gachupins nennt der Mexikaner spottweise die unvermischten Abkömmlinge der Spanier, die durch eine blendend weiße Hautfarbe und ein tiefschwarzes, reiches Haar sich auszeichnen. Sie selbst nennen sich gern Castilianos. Es giebt ihrer nur wenige in San Antonio, und sie werden selbstverständlich zur besten Gesellschaft gezählt. Es ist eine schöne Race, und die jungen Mädchen derselben finden unter allen Nationalitäten, vorzugsweise aber unter den Deutschen und Franzosen, Liebhaber und Ehemänner. Sie allein haben an ihrem Grundbesitz festgehalten und kleiden sich durchaus modern; nur haben die Damen das Kopftuch beibehalten, welches ihnen denn auch unzweifelhaft besser steht, als der moderne Damenhut.

Die Mestizen, die Mischlings-Race der Weißen und Indianer, sind, wie bei den Negern der Mulatte, die werthloseste Klasse der mexikanischen Bevölkerung. Sie sind trotzdem aber doch zu stolz, mit den Peons zu verkehren, werden jedoch ihrerseits wieder von den Gachupins verachtet. Die Mestizen liefern das Gros der professionellen Spieler, der Pferdediebe, der Halsabschneider, der Gaukler und anderer Gesellen. Bei Alledem sind es meist hübsche Gestalten von lichter Gesichtsfarbe, ungemein graziös in ihren Bewegungen und zuvorkommend im Verkehr mit ihren Mitmenschen. Auf ihre Kleidung verwenden sie große Sorgfalt; sie halten die Nationaltracht, — die weite, silbergestickte Lederhose, die kleidsame Jacke, das saubere Hemd, die rothe, seidene Schürze und den breitkrämpigen, mit dicken Silberschnüren umwundenen Sombrero, — hoch in Ehren. Sieht man sie auf einem schönen Gaul mit elegantem, gesticktem Sattel, mit dem spanischen Zaum, der reich mit Silberplatten beschlagen ist und silbernes Gebiß trägt, und mit den riesigen, klingenden Sporen an den Stiefeln einherschreiten, so lenken sie allerdings die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und entlocken den jungen Damen wohl einen Ausruf der Bewunderung. Aber diese Exemplare werden selten. Die Race verkommt immer mehr und zieht sich von San Antonio, das ihnen ziemlich streng auf die Finger paßt, zurück.

Die dritte Gesellschaftsklasse setzt sich zum großen Theil aus ehemaligen Peons, Leibeigenen, aus Mischlingen zwischen Negern und Indianern zusammen. Sie bilden denjenigen Menschenschlag, welchen die Amerikaner „Greasers" nennen. Ihr Typus ist rein indianisch, und viele ihrer Lebensgewohnheiten sind noch heute mit denen der Indianer identisch. Im Allgemeinen sind sie ein harmloses Völkchen, zwar leicht erregt, aber nicht gefährlich, dabei arbeitsscheu und genügsam bis zum Extrem.

Eine sehr traurige Rolle spielen die Mexikaner bei den Wahlen. Da stehen sie unter der Controlle von Führern, welche die Stimmen einfach an die verschiedenen Aemter suchenden Candidaten verkaufen. Jeder Mexikaner erhält für seine Stimme ein Paar Schuhe, einen Hut oder einen Dollar. Schon am Abend vor der Wahl werden die Stimmen „corralt", wie man es hier nennt, das heißt, sie werden in eine Einzäunung (Corral) hineingetrieben und hier bis zum nächsten Morgen überwacht, wo sie dann ihren Lohn erhalten und wie eine Heerde Schafe, mit Stimmzetteln in der Hand, an die Wahlplätze getrieben werden. Da ist es denn einmal vorgekommen, daß ein schlauer Politiker, natürlich ein prominenter Bürger, welcher der spanischen Sprache vollkommen mächtig war, seinem politischen Gegner zuvorkam, den Corral früher erreichte, als dieser, die Mexikaner bezahlte, sie mit sich nahm und durch deren Stimmen seiner Partei zum Siege verhalf. Traurig ist es, daß gerade das mexikanische Votum in San Antonio den Ausschlag gibt, und daß somit immer diejenige Partei die herrschende wird, welche die mexikanischen Stimmen zu kaufen im Stande ist. Welch' bessere Illustration gibt es für die Corruption bei öffentlichen Wahlen!

Die mexikanische Bevölkerung San Antonio's nimmt beständig ab. Die Civilisation vertreibt sie. Sobald das letzte der ihm einst gehörigen Grundstücke in anderen Besitz übergegangen ist, wird auch der letzte Mexikaner sein Bündel schnüren und die Alamostadt verlassen, denn Wohnungen zu miethen sind sie nicht im Stande.

Vom Theater einst und jetzt.

Friedrich Haase und Marie Geistinger haben aus Amerika ein Schleppschiff „voll goldener Dukaten" in ihre resp. Vaterländer mitgebracht. Fräulein Bianca Bianchi kauft sich von ihrer Gage eine höchstelegante Villa und die Bernhardt von den Erträgnissen einer einzigen Gastspieltour einige französische Rittergüter. Die Patti singt den Abend für 4000 Mark und der Tietjens hatte man für 24 Lieder und Arien 32,000 Thaler oder pro Tag 2666 Thaler angeboten. Ja selbst die dii minorum gentium erhalten heute Gagen, von denen die älteren Kunstzeiten nichts wußten. Einen guten Operettentenor bezahlte Albert Hofmann mit 21,000 M., u. gute Operettensängerinnen sucht man selbst für diese Gage vergebens. Ehemals war das anders. Der berühmte Konrad Eckhof spielte in Hamburg die ganze Woche für 1 Thaler 16 Groschen, Iffland lange Zeit sogar für 1 Thaler. Ackermann und seine spätere Frau, die geniale Schröder und Mutter des großen Friedrich Ludwig Schröder, erhielten bei der Schönemann'schen Truppe wöchentlich 2 Thaler. Friedrich Ludwig Schröder selbst, Direktor, Theaterdichter, Balletmeister, Schauspieler, Tänzer, Sänger, Alles in einer Person, bezog zusammen mit seiner Gattin eine Wochengage von 20 Thaler. Noch früher war's noch anders. Wie wurde der große Komiker Prehauser in Wien von Maria Theresia bezahlt! Er durfte wöchentlich seine Rechnung einreichen, und da heißt es auf einem alten Blatte, das uns Karolina Bauer aufbewahrt hat:

Diese Woche 6 Arien gesungen a 1 fl.	6 fl. — Kr.
Ein Mal in die Luft geflogen	1 „ — „
Ein Mal ins Wasser gesprungen	1 „ — „
Ein Mal begossen worden	— „ 34 „
Ein Mal Prügel bekommen mit zwei blauen Flecken a 34 Kr.	— „ 68 „
Zwei Ohrfeigen erhalten	1 „ 8 „
Einen Fußtritt erhalten	— „ 34 „
Drei Bettleidungen a 1 fl.	3 „ — „
Summa	13 fl. 44 Kr.

So die Kunst- und Schmerzensgelder-Rechnung des armen Hanswurstes, der einer der größten Komiker gewesen ist, den die deutsche Bühne jemals gehabt hat. So im kaiserlichen Wien. Im Berlin Friedrichs des Großen ging's anfänglich ein wenig kostspielig her. Friedrich der Große zahlte im Beginn seines Theaterenthusiasmus verhältnißmäßig große Gagen, freilich nur an Sängerinnen und Tänzerinnen. So erhielt die Sängerin Astrua 6000 Thaler und die berühmte Mara, geborene Schmehling 3000 Thaler jährlich. Bald aber wurde Friedrich „dieses kostspieligen Plaisirs" überdrüssig. „Ich jage sie zum Teufel", schreibt er seinem Schatzmeister Fredersdorf, „solche Canaillen kriegt man doch wieder, ich muß Geld zu Kanonen ausgeben und kann nicht soviel vor Haselanten verthun." Auch mit den Tänzern hatte der König seine Noth. Er schreibt an Fredersdorf: „Zulage kann ich weder Denis noch an keinen anderen geben, dazu bin ich weder reich genug, noch Seindt die Leute mehr Werth; man sie durchaus vohr ihr Traktement nicht bleiben wollen, mus man andere kommen lassen, die guht seindt und vohr den Selbigen preis Capriolen schneiden." Selbst Pestris, der französische Tanzgott, der nachher bei Herzog Karl von Württemberg mit 12,000 Gulden engagirt war, kam in Berlin nicht an. „Mr. Sestris," schreibt der König, „ist nicht klug, wer wirdt einem Tänzer 4000 Thaler geben, der Schwester 3000 und dem Bruder 1000, das Müsten Naren Seindt". Sehr drollig lautete ein Bescheid, den einige Statistinnen, die als Hofdamen zu figuriren pflegten, auf ihre Bitte um bestimmte Gage vom alten Fritz erhielten: „Ihr habt Euch sehr falsch an mich adressirt. Dies ist eine Sache, die Eure Kaiser und Könige angeht, an die Monarchen von's Theater müßt Ihr Euch wenden. Es ist ganz wider meine Prinzipien, mich in Angelegenheiten fremder Höfe zu mischen."

— Fliegentödter. Nicht jeder hat die Milde und Langmuth von Tristram Shandys Oheim Tobias, der, nachdem er ein Insekt, das ihn während der Mahlzeit fortwährend umsummt und gepeinigt, endlich erhascht hatte, es an's offene Fenster trug und fliegen ließ mit den Worten: „Weshalb sollte ich Dich tödten? Die Welt ist groß genug für uns beide!" Wir pflegen vielmehr kürzeren Prozeß zu machen und der Kampf um's Dasein zwischen Menschen und Fliegen hat denn auch als Früchte eine ganze Reihe von Apparaten und Mitteln gezeitigt, die auf mehr oder weniger sinnreiche Art die Schwäche der Fliegen für Süßigkeiten ausnutzen, um sie in's Netz zu locken und dann für ihre Naschhaftigkeit mit dem Tode zu bestrafen. Immerhin werden wir ihre Qual nicht unnütz verlängern und denjenigen Methoden den Vorzug geben, die rasch den Tod herbeiführen. Als eine solche empfiehlt sich die folgende, die sich gleichzeitig durch große Einfachheit auszeichnet: Man füllt ein Trinkglas zu Hälfte mit Seifwasser und schließt seine Oeffnung mit einem aus Brodkrume geschnittenen Pfropfen von etwa 2 cm Dicke, in den man eine nach unten trichterförmig erweiterte Oeffnung schneidet. Die Unterseite desselben, die dem Seifwasser zugekehrt ist, bestreicht man mit Honig, Syrup oder irgend einem andern Leckerbissen für Fliegen; diese werden, hierdurch angelockt, durch die Oeffnung kriechen und sofort ersticken. Wo sehr viele Fliegen sind, stelle man mehrere solcher Gläser auf. Ist eins derselben mit Opfern gefüllt, so leert man es aus und gießt frisches Seifwasser hinein.

— Das erste Taubstummen-Institut wurde 1750 zu Sahagun in Spanien gegründet, das erste Irrenhaus 1650 zu Amsterdam und die erste Blindenanstalt von Ludwig IX. († 1270) für 800 während seines Kreuzzuges nach Palästina erblindete Krieger. In Deutschland hatte Mainz die erste Apotheke 1253, dann folgte Braunschweig 1333, Leipzig 1409 und Berlin 1488.

KIDNEY-WORT
ist ein stetes Kurmittel für Verstopfung.
Keine andere Krankheit herrscht hier zu Lande so viel wie Verstopfung, und kein bis jetzt bekanntes Heilmittel ist je dem berühmten Nieren Kraut (Kidney Wort) gleichgekommen. Wo die Krankheit auch herrühren mag, wie hartnäckig sie sich auch zeige, dieses Heilmittel wird sie kuriren.
Die goldene Ader—Piles.—Dies schmerzliche Uebel ist sehr oft mit Verstopfung verbunden. Nieren Kraut (Kidney Wort) stärkt die schwachen Theile und kurirt die kranke Ader schnell, selbst wenn Aerzte und Medizinen bisher erfolglos waren.
Wenn Sie irgend welche dieser Krankheiten haben Benutzen Sie
KIDNEY-WORT
Preis $1. (48) Von Apothekern verkauft.
Stärkt Gedächtniß auf. Stärkt Leber und Magen.

NEW BUTTER-WORKER
Operating on the principle of DIRECT AND POWERFUL PRESSURE, instead of rolling, grinding or sliding upon the butter. Works in the salt as well.
CERTAIN, EASY, QUICK, STRONG, CHEAP.
Send for full descriptive circulars to the Inventors and SOLE MAKERS,
PORTER BLANCHARD'S SONS, CONCORD, N. H.

Kluge Leute sehen sich stets nach einer Gelegenheit um ihr Einkommen zu vergrößern. Wer das nicht thut, bleibt arm. Wir geben Gelegenheit Geld zu verdienen. Wir brauchen Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, um für uns zu arbeiten. Jeder kann die Arbeit in seinem Wohnorte thun und viel Geld verdienen. Ausstattung unentgeltlich. Man kann die ganze Zeit oder nur die Mußestunden darauf verwenden. Wegen näherer Angaben wende man sich an Stinson & Co., Portland, Maine.

Nach dem Manöver.

General (zu einem Lieutenant): „Sie sind Jäger, Herr Lieutenant? Das habe ich auch ohne Ihre Uniform gemerkt, weil Sie gleich am Anfang des Manövers „zwei Böcke" geschossen haben!"

Ungefähr.

„Aber wie kommen Sie, so eine rüstige Frau, dazu, die Leute um Almosen anzugehen? — „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich bin eine arme Wittwe und habe 5 bis 6 Kinder!"

Lebensbetrachtung eines Pensionisten.

„Ja, das sag' ich, und wahr scheint mir's auch: das Leben ist nur ein ewiger Kreislauf; — wenn's nur ein Ende hätte! Als ich nämlich noch jung war, hatte ich keinen größeren Wunsch, als mit der Zeit eine gute, feste Anstellung zu erhalten. Als ich sie endlich hatte, wünschte ich mir ebenso sehnlich Ruhe und Freiheit.